



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutschlands Lage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Deutschlands Lage



ie Grenzboten haben wieder einmal Recht gehabt. In dem Artikel „Die Knochen eines pommerschen Grenadiers“ betonten wir, daß es angesichts der fortschreitenden Zersetzung des türkischen Reichs notwendig sei, ein deutsches Geschwader ins Mittelmeer zu senden, und daß die deutsche Regierung den Sultan über ihre starke Mißbilligung der armenischen Missethaten nicht im Unklaren lassen dürfe. Beides ist inzwischen geschehen. Das Geschwader ist unterwegs, obgleich es leider nur aus ungepanzerten Kreuzerfregatten besteht, da unsere Marine eben nicht über eine genügende Anzahl geeigneter Schiffe zum Außendienst zu verfügen scheint, und in Konstantinopel hat Herr von Saurma-Zeltsch sehr entschiedene Erklärungen abgegeben, mit denen, wie es scheint, die Sendung des türkischen Abgesandten Grumbkow Pascha nach Berlin in Verbindung steht. Inzwischen verharret die deutsche Presse ihrer Mehrzahl nach diesen Dingen gegenüber in der kurzfristigen, thörichten und schlaffen Haltung wie bisher, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, wie die Preussischen Jahrbücher, die in ihrem Oktoberhefte genau den Standpunkt einnehmen, wie die Grenzboten in jenem Artikel. In allen Tonarten werden die Armenier als eine nichtswürdige Bande von Bombenwerfern hingestellt, denen ganz recht geschehen sei, wenn die schwer gereizten, gutmütigen Türken ihnen ein bißchen übel mitgespielt hätten, und der Friede wird wieder einmal als der Güter höchstes gepriesen, der schwer gefährdet werde, wenn man die braven Türken durch Verwendung für ihre christlichen Unterthanen etwa zu einem allgemeinen Christenmassakre reize.

Vor etwa siebenzig Jahren — es ist freilich für die Kenntnisse unserer Durchschnittspresse etwas lange her —, als sich die Griechen, die schwerlich viel höher standen als die Armenier, gegen die Türken erhoben, da scholl ein Schrei der

Entrüstung und des Mitleids durch das ganze Abendland, am lautesten in dem ohnmächtigen und zerrissenen Deutschland des Bundestags, das so gar nichts dort „hinten weit in der Türkei“ zu suchen hatte, die Philhellenenvereine bildeten sich unter der eifrigsten Teilnahme eines deutschen Fürsten, Ludwigs von Baiern, und sandten Geld, Waffen, ja sogar Freiwillige den Griechen zu Hilfe, und der erste englische Dichter der Zeit, Lord Byron, ging nach Mesolongi hinüber und träumte von „einem Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz.“ Und als dann der Sultan die Ägypter heranzog, um den Peloponnes niederzuwerfen und auszumorden, nach bewährter türkisch-mongolischer Praxis, gerade wie jetzt die Armenier, da sandten England, Frankreich und Rußland ihre Kriegsfлотten dorthin, und diese schossen ohne Befehl, unter dem unwiderstehlichen Drucke der Stimmung ihrer Mannschaften, die türkisch-ägyptische Flotte in der Bucht von Navarino in Trümmer, worauf ein französisches Korps Morea besetzte. Das geschah in der Zeit der verrufenen „heiligen Allianz“ und Metternichs, zwei Namen, bei denen noch heute den aufgeklärten Deutschen die siecle eine Gänsehaut überläuft. Und wenig über dreißig Jahre ist es her, daß 1860 die Drusen im Libanon und in Damaskus unter den Maroniten und andern Christen ein gräßliches Blutbad anrichteten, dem etwa 30 000 Menschen zum Opfer fielen. Damals landete abermals ein französisches Korps in Syrien und erzwang die nachdrückliche Bestrafung der Mörder. Die armenischen Greuel sind weit schlimmer, die Zahl der Opfer ist weit größer, geschehen aber ist — nichts. Ist die Furcht vor einem allgemeinen Christenmassacre wirklich gerechtfertigt? Es scheint nicht so. Das syrische Blutbad war eine Folge des mohammedanischen Fanatismus, der durch den Stolz auf die siegreiche Beendigung des Krimkrieges wieder einmal verstärkt worden war, die Mezeleien unter den Armeniern sind offenbar bestellte Arbeit gewesen, die selbst die türkische Regierung sofort unterdrücken konnte, sobald sie nur wollte.

Daß Deutschland hier nicht in erster Linie vorgehen kann, haben wir schon hervorgehoben, es soll nur verhindern, daß über die Türkei ohne sein Zutun verfügt würde; mehr kann es in seiner Lage gar nicht. Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen: so schwer unserm Stolze dies Zugeständnis sein mag, die Führung der europäischen und der Weltpolitik hat heute Rußland. Das ist nicht nur eine Folge seiner ungeheuern geographischen Ausdehnung von der Beringstraße bis an die Ostsee; es ist auch ein Verdienst der russischen Staatskunst, einer der klügsten und konsequentesten, die es giebt, und ebenso sehr eine Folge unsrer eignen Fehler. Es ist eine lächerliche Beschuldigung, schon Fürst Bismarck habe durch den Berliner Vertrag und durch die Gründung des Dreibundes das alte Verhältnis zu Rußland aufgelöst und also die spätere Gegnerschaft vorbereitet, was übrigens ja ganz im Sinne des vulgären Liberalismus gewesen wäre. Er handelte nur nach dem Grundsatz, daß im internationalen Verkehr der am besten fährt, der durch

seine entschlossene Haltung am meisten imponirt, nicht der, der am nachgiebigsten ist, und er hat den Draht mit St. Petersburg niemals abreißen lassen, trotz aller Verstimmung, er hat sogar schließlich das Mißtrauen Alexanders III. entwaффnet. Erst in der unseligen Zeit Caprivis hat man das Verhältniß fallen lassen und durch Nachgiebigkeit gegen England, die uns niemals etwas andres eingetragen hat als Schädigungen, die Beziehungen zu Rußland vollends verdorben. Das Ergebnis waren die Tage von Toulon und Kronstadt und — der Zarenbesuch in Paris, der Zweibund gegen den Dreibund. Er besteht nicht das erstemal, aber wenn er bestand, so war das immer zu Deutschlands Schaden. Die schlimmste Demütigung Preußens, die ärgste Knechtung ganz Deutschlands beruhte auf dem Tilsiter Frieden 1807, auf dem damals geschlossenen Einverständnis zwischen Frankreich und Rußland; erst als dies seit 1811 gelockert und endlich zerstört wurde, war die Erhebung von 1813 möglich. Dieses Einverständnis wiederholte sich in einer weniger gefährlichen Form nach dem Krimkriege, und erst als Graf Bismarcks Scharfblick den Fehler Napoleons III., durch seine doch ohnmächtige und wirkungslose Verwendung für die aufständischen Polen 1863 Rußland schwer zu reizen, benutzte, um durch die Konvention vom Februar 1863, gegen die alle Liberalen mit sittlicher Entrüstung Sturm liefen, das Vertrauen Alexanders II. zu gewinnen und das russisch-französische Einvernehmen zu sprengen, wurde die Gründung des deutschen Reiches möglich. Jetzt stehen wir abermals derselben Kombination gegenüber. Mag nun ein geschriebener Vertrag zwischen Rußland und Frankreich bestehen oder nicht, mag er enthalten, was er will, mag er sogar ganz friedlichen Inhalts sein, soviel steht doch fest, daß Rußlands Stellung durch das Einvernehmen mit Frankreich viel stärker geworden ist, als sie bei einem engeren Verhältniß zu Deutschland war, schon weil Frankreichs Dienstwilligkeit unbegrenzt, seine finanzielle Leistungsfähigkeit ungeheuer, das französische Nationalgefühl trotz aller Parteiungen von einer imposanten Geschlossenheit ist, die uns beschämt. Aber auch Frankreich hat unzweifelhaft einen sichern Rückhalt gewonnen, und seine Diplomatie hat seit langer Zeit keinen so glänzenden Erfolg davongetragen, als den, daß es ihr gelungen ist, den Zaren als den ersten Beherrscher einer Großmacht seit dem Sturze des Kaisertums zum Besuche von Paris und damit zur feierlichen Anerkennung der republikanischen Regierungsform zu bewegen. Wir fürchten deshalb keineswegs Gefahr für uns, so feck sich auch schon die chauvinistischen Stimmen dem Zaren ins Gesicht hören lassen, aber eine wesentliche Befestigung des Zweibundes bedeutet doch das alles, selbst wenn es nur eine moralische ist, selbst wenn man nur mit der Steigerung des Selbstgefühls bei den Franzosen und mit dem Eindruck rechnen wollte, den diese unerhörten Huldigungen eines ganzen großen Volkes vor einem fremden Herrscher auf das Gemüt des jungen Zaren hervorbringen müssen.

Es ist also für absehbare Zeit die Lage für Deutschland gegeben, denn Frankreich wie Rußland kann gar nichts besseres thun, als den Zweibund behaupten, vor allem Rußland, das damit zwei Eisen im Feuer hat. Mit Rußland muß daher Deutschland ein möglichst gutes Einvernehmen aufrechterhalten, nicht nur um Frankreich zu fesseln, sondern auch um in dem Gegensatze zu England eine festere Stellung nehmen zu können. Dieser Gegensatz tritt immer wieder hervor, und unsre Regierung hat darnach erst jüngst wieder energisch und glücklich gehandelt, indem sie den gestürzten Sultan Said Rhalid von Sansibar unter ihren Schutz stellte und, wie es scheint, damit den deutschen Einfluß auf die Araber und Snder Ostafrikas gegenüber der wieder einmal rücksichtslos brutalen Politik Englands befestigte. Freilich, dieser Zwang, Rußland bei guter Stimmung zu erhalten, ist auch ein Ergebnis unsrer Schwäche, nämlich zur See, also für die Weltpolitik, die heute den Ausschlag giebt. Solange unsre Flotte nicht stark genug ist, das Meer zu halten und überall mit dem Nachdruck aufzutreten, der im Grunde für nötig gehalten wird, aber jetzt nicht durchführbar ist, so lange können wir überseeische Erfolge nur mittelbar erreichen, nämlich dadurch, daß wir eine uns günstige Gruppierung der großen Mächte herbeizuführen suchen oder benutzen, wie es Fürst Bismarck so meisterhaft verstanden hat, als er die afrikanischen Schutzgebiete erwarb. Aus eigener Kraft vermögen wir wenig oder nichts, denn unsre herrliche Armee kommt dafür wenig in Betracht. Das ist sehr demütigend, aber es ist so, und es wird so bleiben, solange man bei uns nicht aufhört, immer nur auf die Landverteidigung gegen zwei Fronten zu sinnen, die natürlich nicht vernachlässigt werden darf, und solange man nicht begreift, daß die Verstärkung unsrer Kriegsflotte eine Lebensfrage ist, an deren Entscheidung ein gutes Teil unsrer Zukunft hängt. Aber von solcher Einsicht sind unsre Parteien samt und sonders leider noch sehr weit entfernt, und die große Mehrheit unsers Volkes ist davon noch ebenso weit entfernt, wie von der Erkenntnis, daß der Staat in erster Linie Macht ist und nicht eine große Versicherungsgesellschaft. Es ist die Pflicht der nationalen Presse, immer und immer wieder darauf hinzuweisen und daran mitzuarbeiten, daß diese Erkenntnis endlich kommt, damit eine große Wendung unser Volk nicht unvorbereitet trifft, und damit die großen Gedanken, mit denen sich unser Kaiser ohne Zweifel trägt, im entscheidenden Augenblicke Verständnis und Unterstützung finden.

